

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 44 (1940-1941)
Heft: 18

Artikel: Bilder aus dem HD
Autor: Steenken, Edouard H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670987>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bilder aus dem HD.

Ankunft.

Der Marschbefehl ruht in der Briestasche. Er begleitet mich. Er reißt manchen mit seinem lakonischen Schriftsatz, hinter dem doch die ganze Autorität der Armee steht, aus einer jahrelangen geordneten Tätigkeit. Er ist gleichsam der kleine Finger der Armee, die dich bald, du wirst es früh genug erfahren, ganz im Arme hat. Beileibe nicht wie einen Säugling, eher wie einen harten, gerechten Kameraden, der vieles aus einer unergründlichen Neigung heraus von dir verlangt und nichts verzeiht.

Wie rasch hat mich der Zug der Metropole entführt!

Raum hat man noch einmal im Geiste das Innere des Koffers oder Rucksacks durchmustert, da laufen schon braune Pappeln nebenher durch die Landschaft, schlägt ein kleiner Weiher sein überglänzendes Auge auf, und weit, an einem langen Hange, mit Landstraßen und kleinen Baumbeständen, grünen aus hellen, grünen Wiesen blasse lila und rote Häuserwürfel moderner Siedlungen. An irgendeiner Station steigen wir um. Ich bin nicht mehr allein. Eine Schar junger Männer mit Koffern und Decken bepackt, erklimmt mit mir das kleine, dunkelgrüne Bähnlein, das sich gleich darauf unter furchtbarem Schütteln in Bewegung setzt.

Wieder mahlt der Luftstrom an den Scheiben. Jeden Tag, denke ich, fahren tausend solcher Züge durchs Land. Wieviel Schicksal, wie manches helle und dunkle Leben tragen sie zu neuen Stationen und Entscheidungen hinaus! Jetzt aber grüßen die Augen Landschaft in ihrer ganzen Einfachheit und Größe: Acker, frisch gepflügte und bräunlich glänzende, ferne Wälder, Wolken darüber, die in weißer Schöne durch den Äther segeln. Ach, bald blühen die Hänge.

Immer mehr Soldaten steigen ein. Man merkt es ihnen an, daß sie nicht erst seit gestern den Rock tragen. In Blick und Gebärde verrät sich manches Erlebte und gemeinsam Gewonnene. Sie stopfen die Pfeife, als wollten sie sagen: Wir haben es hingenommen, unser Einverständnis war auch dabei, wir tragen es nun in Gleichmütigkeit und Geduld, was von uns verlangt wird. Schließlich geht es um die höchsten Dinge, aber darüber reden wir nicht.

Hier und da hockt, den Koffer oder eine Schachtel auf den Knien, ein fragender blasser Zivilist

dazwischen. Als der Kondukteur schaukelnd durch die Reihen kommt, wird es offenbar: die Zivilisten im Wagen sind ausnahmslos frisch eingezogene Hilfsdienstler, Schicksalsgenossen, der orangene Schein legitimiert sie. Vorsichtige Gespräche flattern auf (es stellt sich heraus, daß keiner etwas Genaueres weiß), die Soldaten lachen breit und dröhnend, einer klatscht auf seine Bärenschenkel und sieht uns an wie der Herr Doktor den Patienten.

Von unserer Seite werden die phantastischsten Kombinationen gewagt: das Militär brauche neue Telegraphisten und Minensucher, schon in wenigen Tagen würden wir in den feldgrauen Rössen stecken und solange der Krieg laufe, kaum jemals Aussicht auf Entlassung haben.

Die Soldaten sind sorglos. Einige summen und pfeifen ein paar Takte. Sie waren für ein paar Tage bei ihren Frauen daheim. Man sieht es ihnen an, daß sie es gut hatten. Einer schält mit größter Aufmerksamkeit ein gekochtes Ei. Die Pfeifer sind nicht mehr allein, einer zerrt an seinem Kragen, und plötzlich sind drei wie auf ein geheimes Einverständnis im innigsten Singen begriffen. Schließlich holt ein anderer noch, mit einem komischen roten Spitzbart und einer ungewöhnlich großen Nase, seine Ziehharmonika aus dem Gepäck hervor. Ziehende, breite Akkorde füllen den Raum. Mit Liebllichkeit und einem Quentchen Scherz. Schließlich singt der halbe Zug. So fahren wir ein in eine Ortschaft, die uns aus mancher Kehre und Kurve in der Tiefe wie ein frisch aufbewahrtes mittelalterliches Bild schon einige Male begrüßt hatte.

Aussteigen! Für uns End- und Beginnstation zugleich. Wir haben uns im Hause des Stabes, einem romantischen Sitz, zu melden. „Wir Hilfsdienstler“ sind inzwischen ein ganz ansehnliches Trüppchen geworden. Die Instruktion, die uns ein junger, energischer Unteroffizier erteilt, ist knapp und lakonisch. Wir haben das Quartier zu suchen und zu beziehen und uns zu einer bestimmten Stunde am Nachmittag wieder einzufinden. Das Häuflein Hilfsdienstler verschwindet später auf die verschiedensten Büros, es wird fast unsichtbar, und nur zur gemeinsamen Essenszeit grüßen sich ein paar bekannte Gesichter wieder. Es bleibt, bei aller Eile, eine halbe Stunde für einen Gang durch die Stadt.

Sie ist eng gebaut, mit kleinen, elegischen Gäß-

chen, mit braunen und geschwärzten Siebeln und verlassenen, hohen und ernsten Speichern. Rindergeschrei trifft hier und da das Ohr. In der Tiefe, irgendwo, rauscht ein Fluß. Dies Rauschen ist zwar eminent. Es hüllt das kleine Städtchen ein wie eine gewaltige schöne Naturmusik. Ja, dieses Städtchen hat es mir angetan. Es ist jenes, von dem in unzähligen Soldatenliedern die Rede ist. Unter kunstvollen Wirtshauschildern stehen weißhaarige Frauen in roten und blauen Schürzen und erzählen sich die Stadtgeheimnisse.

Türme ragen mit funkelnden Spitzen, über allem steht wie in einem Märchenbuch der gewaltige Himmel. Aber klettern zum Fluß hinab, der schimmernd weiterzieht. Auf der andern Seite glänzen in blassem Gold die Stämme einer Sägerei in der Sonne.

D i e n s t.

Er hat uns, winzige Glieder in einer geheimnisreichen Ordnung, ganz mit Beschlag belegt. Mit der herrlichen, individuellen Freizügigkeit hat es vorläufig ein Ende. Erwinnere dich, daß Dienst wahrscheinlich von Dienen kommt. Dieses vorbehaltlose, absolute Dienen muß mancher erlernen. Welche erlernen es nie und gehen mit geschwellenem Kopf wieder heim. Wie manchem erscheint diese oder jene Handhabung, dieser oder jener geschriebene Befehl sinnlos. Da schwingt versteckte und vorlaute Kritik gleich obenaus: dieses könnte man doch so, jenes so machen. Das sei, beim Eid, doch klar.

Die unteren regulären Dienstgrade (vom Korporal bis zum Feldweibel), die auch im Stab Dienst tun, sagen da vorläufig kein Wort. Sie lächeln weise und sind baß erstaunt über das Maß von unnützer Aufregung. Einer meint sarkastisch: „Ihr müßt euch eure verdammte fuchschlaue zivile Logik abgewöhnen. Hier herrscht eine andere Logik und Psychologie. Jahrhundertalte (wenn nicht Jahrtausendalte) militärische Geseze und Gebräuche (oder wenigstens rudimentäre Reste dieser Dinge) sind da so oder so noch wirksam, neben supermodernsten Einrichtungen und Taktiken.“

Für den Hilfsdienstler geht es da eine Weile, bis er Klarheit und Sicht gewinnt. Ich bin der Telephonzentrale zugewiesen. Sie liegt irgendwo in der Tiefe des Hauses. Ein schmucker Gefreiter, mit rosigen Bäcklein und dichten schwarzen Haaren, ist der Chef dieser Einrichtung. Vor eine Flucht sinnreicher Hebelchen, Klappen und bunt umrandeter Felder gestellt, wird mancher noch so

Geschichte und Spitzfindige nervös. Zumal es Pardon und Verzeihung nicht gibt.

Fehlverbindungen und Folgen rätselhafter Unterbrechungen wären in den ersten Tagen an der Ordnung, erginge sich der Chef nicht, drohend wie Rübezahl, im Rücken der aufgeregt Manipulierenden auf und ab. Sein Organ dröhnt, seine Backen laufen kupferrot an: er hat soviel Ungeschicktheit von „intelligenten“ Leuten noch nicht erlebt. Aber hinter den Flüchen wohnt doch das Herz des Kameraden. Nur zeigt es sich selten und dann auch nur unter einem leisen Poltern. Lebt wie ein rosiges Fruchtfleisch in harter, rissiger Schale. Wir stöpseln und verbinden einige Tage, bis die Finger nicht mehr zittern, die Hand den Apparat bedient, sichere Teilfunktion im Getriebe des Ganzen wird. Aus dem Buchhalter R., dem Goldschmied J., dem jungen Doktor der Nationalökonomie werden halbwegs militärische Telephonisten. Ihre Rufe und Meldungen runden sich, werden knapp, beschränken sich auf das Notwendigste, die Hände flattern nicht mehr wie aufgeschreckte Vögel hin und her.

Jetzt erst hat der Geist (der ewig schweifende) Zeit, sich zu lösen, die Umwelt zu erobern, und was ist das für eine Umwelt!

Ein Haus, das hallt von Schritten, Stiefeln und Rufen! Das in jedem Stock über eine Reihe von Büros verfügt. Irgendwo in einer dieser notdürftig hergerichteten Räumlichkeiten residiert der Oberst, die Spitze der Brigade und des Stabes.

Aber alle Verbindungen nach außen und alle nach innen gehen durch uns, sammeln sich in der Telephonzentrale wie in einem Spektrum, um sich gleich darauf nach allen Himmelsrichtungen zu verteilen. Ferne Bunker, einsame Wachen melden sich, der Pferdearzt einer Schwadron, der Hauptmann irgendeines Bewachungsdienstes. Sie empfangen von hier ihre entscheidenden Befehle. Das gesprochene, imperative Wort löst Bewegung und Attacke aus.

Nachts bezieht ein sorgfältig geschulter Soldat die „Zentrale“.

Die Ruppellampe, abgeschirmt, brennt fort. Die Schnarrer sind jetzt auf ein durchdringendes Klingelsignal eingestellt. Grenzverletzungen erreichen innert weniger Sekunden das Nerven-system der Brigade. Da ist die Verantwortung des nächtlich Wachenden groß. Sie läßt ihn kaum einen wirklich entspannenden Schlaf finden. Und während dieser unbekannte Soldat seiner nächtlichen Pflicht genügt, geht draußen der Schritt

der Wache auf und ab, hier, unten am Fluß, im nächsten Dorf, unter den Sternen.

Patrouillen pirschen sich durch schwarzen Grenzwald, in verqualmten Hütten bereiten sich die Ablösungen vor.

Die Schweiz wacht! —

Kollegen und allerlei Schabernack.

Kollegen gibt es gute und schlechte, da ist der Dienst ein großartiger Gradmesser. Besser würde es heißen: Kameraden, aber wir sind trotz allem noch keine Soldaten. Die Haut des früheren Kurzivilisten ist merkwürdig konservativ. Es geht eine Weile, bis sie sich löst und, wenn kein Spießbube und Halunke, der Kamerad erscheint.

Einer glaubt mit einer großzügigen, aalglatten Freundlichkeit alles bagatellisieren zu können. Er ist Verkäufer in einem Teppichgeschäft. Es fehlt nicht viel, und er würde auch hier Teppiche verkaufen. Er dankt am Telephon hinten und vorn und glaubt sich irgend „da oben“ Lorbeeren zu verdienen. Bis er höhern Orts ziemlich drastisch erfahren muß, daß er endlich einmal diese „Mürrer“ abzulegen und sich militärischer Knappheit zu bedienen habe.

Ein anderer, mit dem koketten Namen Garcon, erstarrt in Respekt vor jedem Korps und Wachtmeister. Ihm steckt eine unerklärliche Furcht vor dem Militär in den Knochen. Seine Augen schließen sich fast vor Demut, wenn er gerufen wird. Natürlich wird ihm jede mögliche und unmögliche Arbeit aufgebürdet. Da er immer wieder ins Blickfeld der Offiziere tritt, wird sein Name und er selbst bekannt wie ein bunter Hund. Was man mit Hunden macht, weiß man ja. Sie haben zu rennen. Unter Männergemeinschaften blüht unter andern schönen Dingen auch das beißende Pflänzchen Spott. Garcon muß es kennen lernen.

Gerade taucht er schwitzenden Angesichts mit längst verjährten Akten aus dem Keller. „Garcon!“ ruft es aus allen Ecken, „Telephon, Fernruf!“

Garcon fliegt, stürzt an den Apparat. Keiner will sich den Genuß entgehen lassen, sogar ein Korps und einige längst Dienstfreie sind in der Zentrale und beschäftigen sich merkwürdig intensiv mit irgendwelchen Aktenbündeln.

„Ja, hier Hilfsdienst-Soldat Garcon!“ Die Stimme floriert in Demut. Es meldet sich ein gewichtiges Büro aus der Nähe des Generalstabes und gleich darauf ein schneidiger Majorsjargon, daß der Hörer wackelt.

Garcon muß sich stützen.

Das Büro verlangt seinen sofortigen Abmarsch „per Landstraße“ nach Genf. „Der Tornister muß mindestens 40 Kilogramm wiegen und ist beim Wachtmeister in Empfang zu nehmen. Fertig!“

Garcon stottert noch einige Male „Zu Befehl, Herr Major“, und hängt ab. Er ist kaltweiß.

„Was kann ich nur verbrochen haben?“ fragt er uns mit erstarrten Pupillen. Doch alles ist buchstäblich mit der Nase in den Akten vertieft.

Garcon rennt nach Hause, packt seine Siebensachen, meldet sich mit schlotternden Knien beim Wachtmeister. Doch, o Schreck, der ist nicht da, was neue Angstausbrüche zur Folge hat. Schließlich landet er wieder mit einer sibirischen Pelzmütze auf dem Kopf und einem dicken, karierten Wollschal um den Hals, auf der „Zentrale“.

Jetzt kann keiner mehr an sich halten. Ein wieherndes Gelächter bricht los, unter dem der arme Garcon ganz entgeistert zusammenbricht.

Zeit und Ewigkeit.

Ein Tag nach dem andern sinkt ins Strombett der Vergangenheit. Die Gewöhnung taucht schließlich alles in ihre graue Farbe. Der Dienst nimmt seinen Fortgang. Jeder Handgriff wird vertraut, Stunde um Stunde verrinnt. Die Urlaubstermine rücken näher. Neue Gesichter tauchen auf, alte verschwinden.

Der Herr Oberst befiehlt morgens seinen Wagen. Der Offizierskock entpuppt sich als leidenschaftlicher Bildhauer. Endlose Folgen von Tagesbefehlen entringen sich der Schreibmaschine. Gelächter flattert auf. Die Tannen jenseits des Flusses rauschen in einem neuen Grün. Ein Oberleutnant des Stabes bricht sich bei einem heftigen Ritt ein Bein, ein Soldat stirbt plötzlich im Dienst, der Hauptmann ordnet ein Militärbegräbnis an. Eine kleine, liebe, rotblonde Frau umschließt ihren Mann, der bei uns Dienst tut, vor den Augen der Wache mit beiden Armen so innig, so lieb, als käme er aus Amerika zurück.

Der Frühling meldet sich an. Vor dem Fenster des Nachrichtenoffiziers schluchzt eine Amsel. Neues Militär rückt ein, in den Kneipen wird gesungen, ein Hilfsdienstler meldet von irgendwoher seine Verheiratung.

Eine neue Wache schreitet unten auf der Brücke auf und ab.

Hier schäumt der Fluß, das Rauschen ersticht fast jeden Laut. Ja der Fluß, er ist älter als die Häuser dort, älter als alle Menschen zusammengekommen, älter als das Geschehen der letzten Jahre und des gestrigen Tages. Er wird noch

rauschen und donnern, wenn all dieses, Krieg, Heroismus, Kühnheit, Feigheit und Meuterei, das Leid des einzelnen (das verborgene) und viel

großes, prächtiges Schicksal längst vergangen und untergetaucht ist in den tiefen Schacht der gelebten und erfüllten Dinge.

Edouard H. Steenken.

Rose-Marie.

Von H. A. Stadelmann.

Sie waren ein Jahr verheiratet, ein glückliches Jahr! „Es wird mit jedem Tage schöner,“ dachte Rose-Marie, als sie am Fensterplatz saß. Sie saß immer da an dem sonnigen Fenster, wenn er daneben an seinem Schreibtisch arbeitete — in dem kleinen Schaukelstuhl vor dem Nähtisch aus ihrer Mädchenzeit.

Wie lieblosend glitten ihre Finger über die kleinen Sächelchen, an denen sie so eifrig stichelte. Ihr Blick ging in die glückliche Vergangenheit und weiter in die glückliche Zukunft.

Wie fleißig er heut' war! Sie stand auf und trat zu ihm. „Kannst du nicht aufhören, Fritz, du weißt, was der Arzt noch gestern dir sagte,“ und ein Schatten flog über ihre sonnigen Augen. „Stör mich nicht, Liebling, nicht jetzt, ich muß die Arbeit heut noch an die Redaktion abliefern. Ein paar Minuten noch, dann bin ich nur für dich da.“

Beim letzten Abendsonnenschein gingen zwei glückliche Menschen am Ufer des Sees entlang, die letzten Sonnenstrahlen lagen vergoldet auf dem stillen Wasser. „Wie ist die Welt schön — mit dir Fritz,“ sagte leise Rose-Marie. „Als du krank warst, neulich — da war's, als sei die Sonne am hellen Tag verschwunden!“ —

Und Rose-Marie saß wieder am Fenster und wiegte eine kleine Rose in ihren Armen.

Dann kamen schwere Tage, müde schlich die Zeit dahin — lange, lange Wochen. Rose-Marie wachte Tag und Nacht, lange, bange Nächte. — Da lag ihr Liebstes und rang mit dem Tode. Ein altes Leiden, längst überwunden geglaubt, war von neuem bei ihm ausgebrochen mit schweren Symptomen. Das Fieber stieg höher und höher. Sie nahm seine Hände in ihre Hände — seine heißen — fiebernden Hände, dann wurden sie ruhiger. Der Doktor kam, der alte, ernste

Mann mit den großen, ruhigen Augen. „Es geht besser heut“, sagte leise Rose-Marie, und er nickte. Er konnte ihr die Hoffnung nicht nehmen — noch nicht. Er ging nur ernster davon, als er gekommen.

Und Rose-Marie — sie wachte weiter und betete weiter, heiß, inbrünstig, verlangend, sie rang mit Gott um ihr Liebstes. Das konnte Gott ja nicht wollen, nein — das nicht! Er war so jung, er würde über die Krankheit siegen — ganz gewiß, und sie würde ihn durchtragen auf betenden Händen.

Es war ihr Geburtstag heut, sie wußte es kaum, noch immer keine Wendung zum Bessern, keine Krisis. Sie nahm ihre Bibel zur Hand, der Vater gab sie ihr am Hochzeitstage.

„Lies täglich darin, mein Kind“ — so hatte er sie gebeten damals. Ihr Blick fiel auf das Wort in Gethsemane: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ — „Dein Wille“ und wenn Gott es fordert, das Liebste herzugeben — Rose-Marie, kannst du das? — Es wurde dunkel vor ihren Augen, sie schwankte. —

Sie hatten ihn ihr genommen und hinausgetragen auf den stillen Friedhof. Dumpf und schwer läuteten die Glocken ihr Liebstes zu Grabe.

Sie war müde, o so müde! Warum nahmen sie sie nicht auch und legten sie zu ihm in die kühle Erde? Sie konnte ja nichts ohne ihn. Wozu dann noch leben? —

Da krächte ein kleines Stimmchen neben ihr, ein kleines hilfloses Stimmchen. Sie beugte sich herab — große Tropfen fielen langsam auf das kleine, schneeweiße Bettchen. Sie hob ihr Kind in die Höhe, es war ja auch sein Kind — und drückte es an sich, lange, lange. Dann wurde es still in ihr, ganz still — „für dich will ich leben, meine kleine Rose.“

Steigen wir hinab in die Grundtiefen unseres persönlichen Gewissens und schaffen wir uns dort die wahre Heimat, so werden wir ohne Reid auf fremde Größe und ohne Furcht in die Zukunft blicken können.

Gottfried Keller.